

Ein Leib - viele Glieder: Röm. 12, 4-8

Vorbemerkung:

Es gibt im Neuen Testament zwei Bilder für die Kirche – das vom wandernden Gottesvolk und das vom Leib Christi. Um dieses zweite Bild geht es in der heutigen Lesung: Als Christenmenschen sind wir Teil, sind wir Glieder am Leib Christi. Es gibt also viele Glieder und einen Leib.

Dieses Bild vom Leib war in der Antike, auch vor und ausserhalb des Christentums, weit verbreitet. Es kommt in Zusammenhängen vor, die problematisch sind. Der armen Unterschicht wurde mit diesem Bild erklärt, dass die bestehende Gesellschaftsordnung sinnvoll sei und keinesfalls verändert werden dürfe.

Das Bild vom Leib und den Gliedern kann also konservativ in einem negativen Sinn ausgelegt werden. Darum braucht es ergänzend dazu jenes andere Bild vom wandernden Gottesvolk, das nicht statisch-erratisch ist, sondern sich bewegt, sich dauernd verändert und offen ist für Neues.

Dieses Bild ist das Thema des folgenden Liedes:

„Vertraut den neuen Wegen,
auf die der Herr euch weist,
weil Leben heisst: sich regen,
weil Leben wandern heisst.

Seit leuchtend Gottes Bogen
am hohen Himmel stand,
sind Menschen ausgezogen
in das gelobte Land.“

Lesung:

4 Denn wie wir an einem Leib viele Glieder haben, die Glieder aber nicht alle dieselbe Aufgabe erfüllen, 5 so sind wir, die vielen, in Christus ein Leib, im Verhältnis zueinander aber Glieder. 6 Wir haben verschiedene Gaben entsprechend der Gnade, die uns gegeben wurde: sei es die Gabe, prophetisch zu reden in Ausrichtung auf den Glauben, 7 sei es die Gabe zu dienen, wo es um Dienst geht, zu lehren, wo es um Lehre geht, 8 Trost zu spenden, wo es um Trost geht. Wer andern etwas gibt, tue es ohne Hintergedanken; wer eine Leitungsaufgabe versieht, tue es mit Hingabe; wer Barmherzigkeit übt, tue es heiter und fröhlich.

Predigt:

Zu Beginn bitte ich Sie, Ihre Augen zu schliessen und die Achtsamkeit Ihrem Leib und seinen Gliedern zuzuwenden.

So, mit geschlossenen Augen, ganz nach innen gerichtet, werde ich mir bewusst, dass dies mein Leib ist, ein Organismus aus verschiedenen Organen, die miteinander verbunden und aufeinander angewiesen sind. Gemeinsam bilden die Organe dieses atmende, fühlende, denkende Wesen, das ich bin.

Langsam bitte ich Sie, die Innenschau abzuschliessen und die Augen zu öffnen...

Es ist diese Erfahrung des eigenen Leibs, von der Paulus in unserer heutigen Lesung ausgeht. Der Leib ist das Leitbild, anhand dessen er seine Gedanken über das gemeinsame Leben entfaltet.

Die Einzelteile am Leib bilden eine Einheit, und doch sind sie untereinander verschieden. Sie haben verschiedene Funktionen, und doch bilden sie ein gemeinsames grosses Ganzes.

Paradoxerweise sind Einheit und Verschiedenheit also keine Gegensätze, im Gegenteil: Das Ganze kann

ohne die Einzelteile nicht existieren, und die Einzelteile hängen vom Ganzen ab. Es ist ein Geben und Nehmen, ein Strömen und Fließen, ein Hin und Her.

Die Vorstellung, dass wir miteinander verbunden sind als ein Leib – diese Vorstellung steht im Gegensatz zu wichtigen Werten der westlichen Welt.

Während eines Aufenthalts in einem Slum in Manila habe ich Joe kennen gelernt, ein junger Mann mit viel Lebensenergie und Unternehmergeist. Er hatte sich ein Tricycle erstanden, ein Moped mit Seitensitzen. Auf diesem transportierte er für ein paar Pesos die Leute zum Müllberg hoch und runter in die Stadt. Damit verdiente er etwas mehr Geld, als er zum Leben brauchte.

Ich fragte ihn, wofür er spare. Er antwortete: Für ein Haus, ich möchte ein Haus bauen, mein Haus. Dieser Nachsatz, mein Haus, hatte es in sich. Die Familie, der Clan, dem er angehörte, schimpfte ihn einen Egoisten und verstieß ihn aus der Gemeinschaft. Da waren doch die Neffen und Nichten, die ab und zu gern ein Geschenk gehabt hätten und auch mal zum Arzt mussten, da waren die Eltern, die weit unter dem Existenzminimum lebten. In diesen Clans versickert das Geld durch all die Löcher, die nie gestopft werden können.

Doch Joe sagte: mein Geld, mein Haus, und man bewundert ihn dafür. Es braucht Kraft, Mut und eine innere Vision, sich so abzugrenzen. Zu sagen, ich bin autonom, ich gehe meinen Weg, ich tue, was ich will. Und nicht zu verschmelzen mit einem diffusen, alles aufsaugenden, alles verschlingenden Leib.

Es gehört zu den Errungenschaften unserer aufgeklärten Gesellschaft, dass wir gelernt haben, „Ich“ zu sagen. Bei meinen Aufenthalten auf den Philippinen und in Brasilien bin ich die Vermutung nie ganz losgeworden, dass andere Gesellschaften diese Lektion erst noch zu lernen haben. Und ich vermute auch, dass wir es mit unseren Autonomiebestrebungen zu weit, viel zu weit getrieben haben.

Eine geradezu exzessive Autonomie kommt etwa zum Ausdruck in einem Text von Fritz Pearls, einem der Gründer der humanistischen Psychologie. Pearls selber hat den Text als „Gebet“ bezeichnet:

„Ich tu, was ich tu; und du tust, was du tust.
Ich bin nicht auf dieser Welt,
um nach deinen Erwartungen zu leben,
Und du bist nicht auf dieser Welt,
um nach den meinen zu leben.
Du bist du, und ich bin ich.
Und wenn wir uns zufällig finden – wunderbar.
Wenn nicht, kann man auch nichts machen.“

Hier, in diesem „Gebet“, ist das Ich-Bewusstsein auf seine Spitze getrieben. Und hier, auf der Spitze, wird einem bewusst, dass man ziemlich einsam geworden ist. Abgehoben, abgeschnitten, abgelöst von der Mitwelt. „Der Starke ist am mächtigsten allein“, sagte einst Schillers Wilhelm Tell. Doch will man diese Art von Stärke wirklich?

Die 2003 verstorbene deutsche Theologin Dorothee Sölle stellte dieser Stärke, die auf Autonomie beruht, eine andere Form der Stärke entgegen, die sie als „wechselseitige Abhängigkeit“ bezeichnete. Sölle engagierte sich zeitlebens in Emanzipationsbewegungen: in der feministischen Theologie, in der Theologie der Befreiung usw. Sie war also sensibilisiert für Machtmissbrauch, für Missstände von Unterdrückung und Herrschaft.

Deshalb fragt sie, ob es denn überhaupt eine Abhängigkeit gibt, die ohne Überlegenheit und Unterlegenheit, ohne Dominanz und Subordination auskommt. „Die Liebe“, sagt Sölle, „antwortet auf diese Frage mit einem klaren Ja: Die Abhängigkeit eines Menschen, der einem anderen sagt: ‚Ich kann ohne dich nicht leben‘, beschreibt nicht Zwang und Unterlegenheit..., sie erhöht vielmehr meine Freiheit. Ich wachse im Bedürfnis nach dem, der anders ist und meine Grenzen aufhebt. Ich werde schöner, wenn ich meine Schönheit nicht mir oder meinen Spiegeln verdanke, sondern dem anderen, der mich schön nennt und den ich brauche.“

(Mystik und Widerstand 368)

Wechselseitige Abhängigkeit – das ist das Modell, das Dorothee Sölle dem Modell der Autonomie entgegenstellt. Ich bin nicht dann ich, wenn ich mich von allen Einflüssen meiner Mitwelt befreit habe. Vielmehr werde ich mehr und mehr ich selber, wenn ich in Beziehung stehe, im Kontakt, in einem fließenden gegenseitigen Geben und Nehmen.

Dieser Gedanke der wechselseitigen Verwiesenheit und Verwobenheit hat in unserer Lesung gleichsam sein christliche Ur-Bild gefunden: Wir sind als Glieder miteinander verbunden im einen Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich bin autonom, ich brauche dich nicht. Ebenso wenig der Kopf zum Fuss. Jedes Glied ist einzigartig – und alle Glieder sind miteinander verbunden.

Paradoxerweise hebt die Verbundenheit die Einzigartigkeit nicht auf. Das ist das, was Paulus und Sölle einem nahe bringen wollen: Meine Einzigartigkeit entsteht nicht dadurch, dass ich mich vom grossen Ganzen abtrenne, sondern gerade dadurch, dass ich mich als Teil des Ganzen erfahre.

Kürzlich las ich ein Interview mit Martin Wegelin, einem Bauingenieur, der als Projektleiter am Wasserforschungsinstitut der ETH Eawag arbeitet. Er hat zusammen mit seinem Team eine Methode der solaren Wasserdesinfektion entwickelt.

Diese ebenso einfache wie wirksame Methode mit Namen Sodis besteht schlicht darin, mit Krankheitserregern kontaminiertes Wasser in transparente Plastikflaschen zu füllen. Wird die Plastikflasche nun während 6 Stunden dem vollen Sonnenlicht ausgesetzt, wird das verschmutzte Wasser tatsächlich trinkbar.

Martin Wegelin engagiert sich mit Leidenschaft und auch mit Erfolg für die Verbreitung der Sodis-Methode. Am Schluss des Interviews wird er gefragt, woher er seine Motivation und Energie nehme. Dies ist seine Antwort:

„Ich habe einen Bananenbaum in meinem Büro bei der Eawag in Dübendorf, der mich immer begrüsst, wenn ich von meinen Reisen zurückkehre. Er stammt aus Tansania, wo ich, vor meiner Stelle an der Eawag, an der Universität von Daressalam unterrichtete. Ich wohnte mit meiner Familie in einem Reihenhaus, mitten unter der einheimischen Bevölkerung. Meine damals dreijährige kleine Tochter spielte oft mit dem etwa gleichaltrigen Sohn der Nachbarn, einer Familie aus Uganda. Eines Morgens war dem Knaben unwohl, und noch am gleichen Abend starb er an Dehydrierung infolge eines heftigen Durchfalls. Als wir in die Schweiz zurückkehrten, schenkte mir sein Vater am Abend vor dem Abflug einen Bananenschössling, der für mich zum Symbol für den Sinn meiner Arbeit geworden ist.“

(in: 957/November 2007 der «Schweizer Monatshefte», S. 30, vgl. www.sodis.ch).

Diese Geschichte zeigt eindrücklich, wie aus einer Erfahrung der Verbundenheit heraus Schaffenskraft und Kreativität freigesetzt werden können. Die Sinnhaftigkeit und auch der Erfolg dieses Engagements hängt damit zusammen, dass da einer nicht nur an sich selber denkt. Die Erinnerung an das Nachbarskind, symbolisiert durch einen Bananenbaum, mobilisiert eine Motivation, die weit über den Durchschnitt hinausgeht und so zur Einzigartigkeit des Wesens und Tuns eines Menschen beiträgt.

Soviel zu Martin Wegelin drüben in Dübendorf. Und auch hier, in unserer Gemeinde, gilt Paulus' Leitbild vom einen Leib und den vielen Gliedern. Es sind keine spektakulären, doch nichtsdestotrotz wesentliche Geschichten, die einem in den Sinn kommen.

Eine Frau lag kürzlich ein paar Tage krank zuhause. Nachher erzählte sie mir, sie sei erstaunt und erfreut, wie viele bei ihr nachgefragt haben, wie's ihr geht. „Das Netz hält“, sagte sie mit einem Bild, das zu unserer heutigen Lesung passt. Das Netz der Verbundenheit hält.

Ich könnte viele weitere Beispiele erwähnen.

Beim letzten Pfarrkapitel war Professor Daniel Hell als Referent zu Gast. Hell ist Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Er sagte, eine Aufgabe der Kirche von unschätzbarem gesellschaftlichem Wert sei das Kontaktnetz der Menschen in den Kirchgemeinden untereinander.

Mir scheint, Hell hat recht. Auch für mich selber erlebe dieses Netz als tragend. Unsere heutige Lesung macht deutlich, dass dieses Netz nicht nur unter psychologischem und gesellschaftlichem Gesichtspunkt von Bedeutung ist, sondern auch unter theologischem.

Dieser Leib, sagt Paulus, an dem wir Glieder sind – dieser Leib ist der Leib *Christi*. Wenn wir hier – und zwar ohne jeden moralischen Druck, so wie es mir möglich und für mich stimmig ist, mit mehr oder weniger zeitlichen Ressourcen, mit mehr oder weniger Energie – zusammen feiern, zusammen Kaffee trinken, uns begegnen, aneinander denken, füreinander luegen und beten, dann ist da drin der Geist Christi präsent.

Dass es nicht irgendein Geist, sondern der Geist Christi ist, das hat zur Folge, dass auch und besonders jene zu diesem Leib gehören, die nicht dazu zu passen scheinen. Ich denke besonders an Menschen, die mit Depressionen zu tun haben.

Ich habe im Zusammenhang unserer Lesung dauernd von Kontakt, Beziehung, Vernetzung, Begegnung gesprochen. Es gibt Menschen, denen eben diese Offenheit zumindest zeitweise und teilweise nicht möglich ist. Die äusseren und inneren Regungen und Impulsen verschlossen bleiben. Ohne Empfindung. Ohne Resonanz. Leer und stumpf.

Jesus von Nazareth hat sich immer mit besonderem Interesse denen zugewendet, die irgendwie nicht funktionierten. Und in seinem Kreuzestod hat er sich auf tiefster Ebene solidarisiert mit allen Gescheiterten. Sie, auch sie, eben sie, sind demnach Teil des Leibes Christi.

Das Brot, das wir jetzt dann brechen und essen, hat eine ähnliche Funktion wie der Bananenbaum von Herr Wegelin. Es erinnert uns daran, es vergegenwärtigt unter uns, was wir sind, in Wahrheit sind, wer immer wir sind: Leib Christi. Amen.

Zürich-Schwamendingen, 1. Juni 2008
Andreas Fischer